

Zeitschrift: Rorschacher Neujahrsblatt
Band: 66 (1976)

Artikel: Goldach auf dem Weg zur Industriegemeinde
Autor: Reck, Josef
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-947346>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

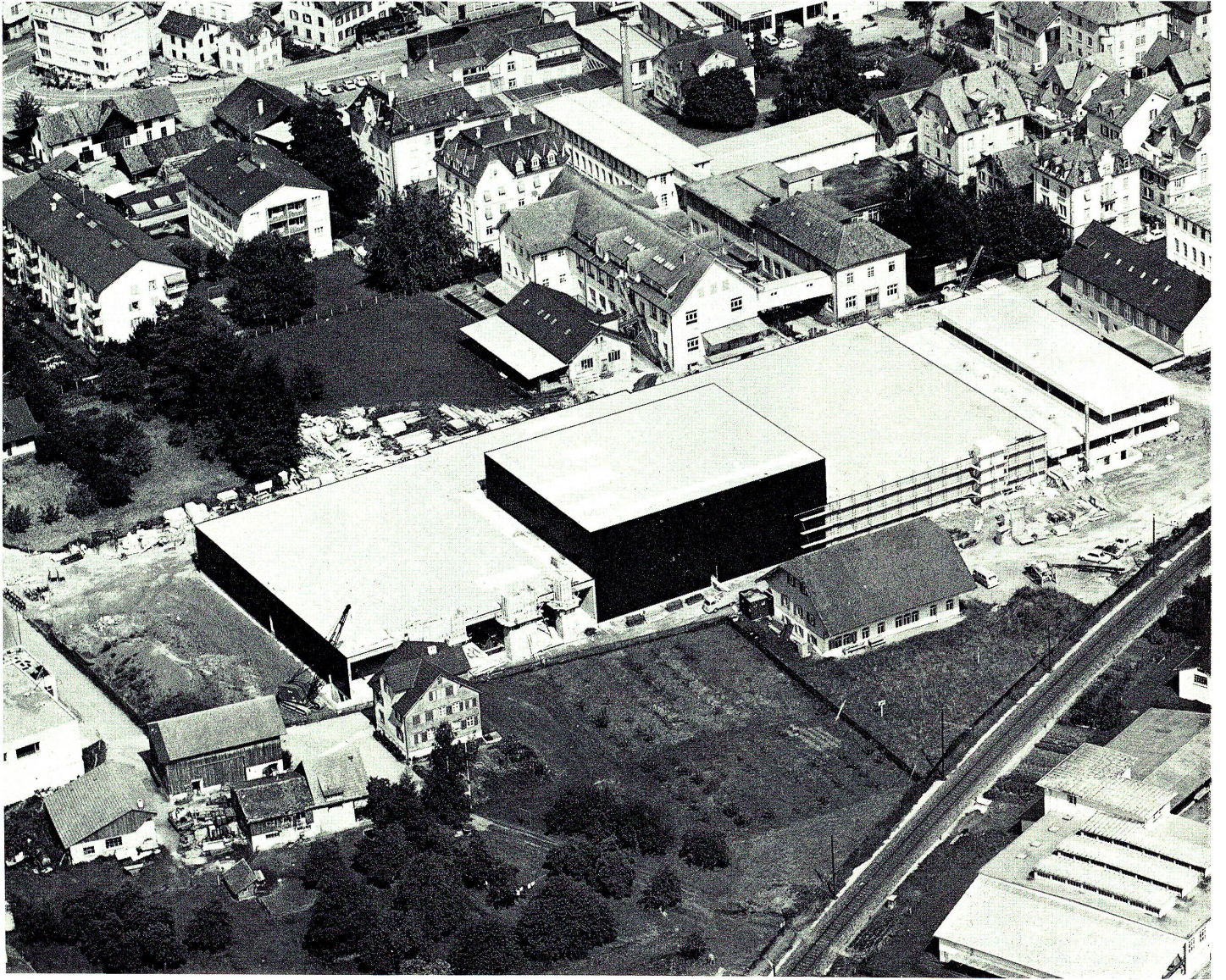
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 13.10.2024

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Goldach auf dem Weg zur Industriegemeinde

Dr. Josef Reck

Goldach war vor hundert Jahren noch fast zur Gänze eine Bauerngemeinde. Zweihundert Jahre war die Bevölkerungszahl gleich geblieben. Sie schwankte um 800 Seelen herum. Die Ablösungen der Tochterpfarreien Eggersriet (1663) und Untereggen (1702) bewirkte nur eine vorübergehende Verminderung dieser Zahl. Um 1800 wurde die Seelenzahl der Pfarrei, einschliesslich dem Golderberg, wo um 120–130 Einwohner gezählt wurden, mit rund 900 Seelen angegeben. Bei der von der st.gallischen Regierung angeordneten Volkszählung von 1837 wurde in der politischen Gemeinde eine Wohnbevölkerung von 747 Seelen festgestellt, wobei die Zahl der Aufenthalter, von denen 48 ohne Schriften aufgestöbert wurden, um einiges zu niedrig angegeben war. Die erste eidgenössische Volkszählung von 1850 ergab einen Bestand von 785 Köpfen, was eine Bevölkerungsdichte von 167,4 Einwohnern pro km², von 192,9 Einwohnern pro km² produktives Land ergibt. Die benachbarten ländlichen Talgemeinden Tübach mit 180,0 Ewkm² und Steinach mit 168,9 Ewkm² weisen gleiche Struktur und annähernd gleiche Volksdichte auf. Die Gemeinde Thal hingegen, wo die Seidenbeutelweberei Arbeit und Verdienst brachte, weist mit 283,9 Ewkm² schon eine wesentlich höhere Bevölkerungsdichte auf; Rorschacherberg, am Berg sich hinziehend, kommt auf 151,8 Ewkm², das hügelige, zergliederte Mörschwil auf 127,4 Ewkm², das schon voralpine Untereggen nur auf 105,6 Ewkm². Rorschach dagegen, das schon seit Jahrhunderten Markt- und Handelsmittelpunkt der Region war, übertraf mit 887,7 Ewkm² bei weitem alle Landgemeinden; es war und blieb das geschäftliche Zentrum des alten Rorschacher Amtes.

Die Anfänge des Industriezeitalters hatten noch nicht die Auflösung der überkommenen, naturbedingten Wohnverhältnisse in

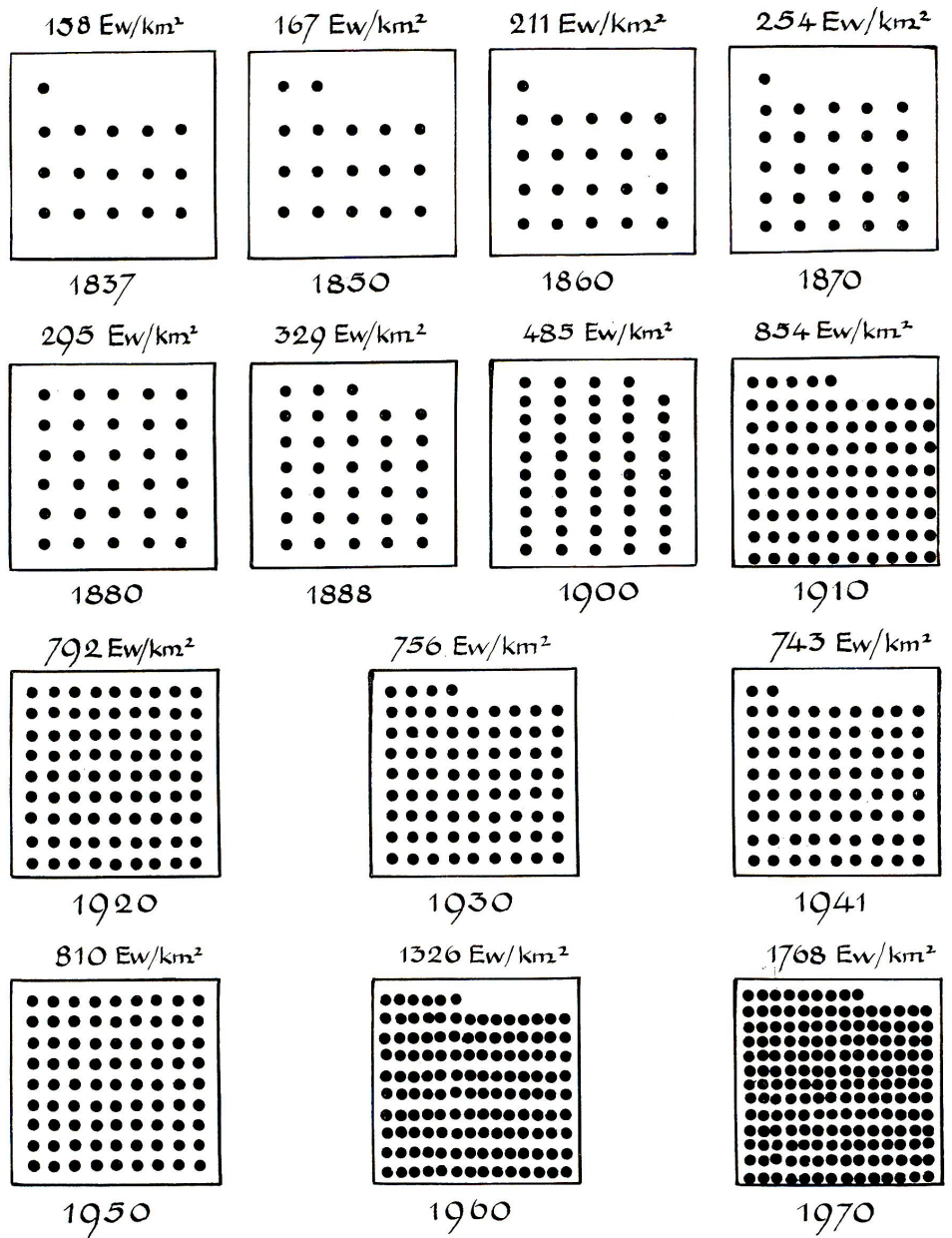
den Landgemeinden und die Zusammenballung der arbeitenden Massen an den Fabriken bewirkt. Die ältesten Industriebetriebe, wie die Färberei Henking-Hössly in der Blumenegg, suchten und fanden willige Arbeitskräfte im umwohnenden Volk, dem der Gründer Karl Henking in seinen Memoiren «die Anstelligkeit ihrer Jugend» bezeugt, weshalb er auch seinen Betrieb als «eine Musterschule für Arbeiter» rühmen konnte. Die Arbeiter lebten weiter in ihrem bäuerlichen Familienverband und wirkten in diesem mit zur Bestellung der Felder und bei der Einbringung der Ernte. Die Scheidung in Bauern und Arbeiter (Fabrikler) hatte noch nicht stattgefunden; beide dachten, lebten und handelten gemäss der überkommenen Gewohnheit und Sitte. Das alte bäuerliche Denken war massgebend; nur zugezogene, volksfremde Facharbeiter unterschieden sich davon in ihrem Gehaben und Lebensstil; es waren wenige, erkenntlich an ihrer Sprache und ihrem so andersartigen Wesen. Der Zugang zum Volk und ihrer Seele blieb ihnen verschlossen. Goldach zählte 1850 785 Einwohner. Diese fanden genügend Wohnraum unter dem weiten Dach des väterlichen Bauernhauses oder in alten Gehäusigen des Ober- und Unterdorfes, in dem von jeher «kleines» Volk daheim war. Arme Dorfgenossen hatte es schon immer gegeben. Sie stellten das Heer der Knechte und Mägde, der Dienstboten aller Grade, der Tagelöhner bis hinunter zum Kuhhirt, Nachtwächter und Totengräber. Ihrer viele zogen in die Fremde oder nahmen Sold bei einem Kriegsherrn. Wenige waren im Leben vom Glück begünstigt; die meisten dankten in ihrer Art Gott, wenn sie ihr tägliches Brot und eine Unterkunft vor der Unbill der Witterung gefunden hatten. Den Fähigeren unter ihnen ging im Fabrikbetrieb ein Türlein zum besseren Leben auf. Der «Fabrikler» der in der Ge-

Zwischen der SBB-St.Gallerlinie und der Säntisstrasse in Rorschach erstellt die Arova Rorschach AG einen Industrieneubau, welcher die teils veralteten und betrieblich ungünstig disponierten Bauten der 1885 gegründeten Nähfadenfabrik ehemals Mettler-Müller ersetzen wird.
Flugbild W. Baer.

meindeversammlung zu schweigen hatte, soweit er nicht ein Stück Boden sein Eigen nennen konnte, war doch um eine Sozialstufe höher geachtet als die einstigen Mitgehäusigen. Er war mit seinem Los zufrieden, soweit nicht eine Flaute im Geschäftsgang der Textilwerke Arbeitskräfte freistellte; die regelmässige Verdienstquelle mit ihrem mageren Silberfluss versiegte und der so Brotlose verdingte wiederum Kraft und Können dem einstigen Arbeitgeber im bäuerlichen Stand. Es war sein Glück, dass er dem bäuerlichen Leben nicht entfremdet war; es war auch das Glück der damaligen Gesellschaftsordnung, dass zwischen dem Nähr- und Arbeiterstand sich keine Kluft aufgetan hatte und beide das Gespür für die naturhafte Verbundenheit bewahrt hatten. Es ist daher nicht verwunderlich, dass in alten Pfarrbüchern so wenig über den werdenden Arbeiterstand zu lesen ist, auch nicht, dass die Zu- oder Abnahme der Bevölkerungszahl über das Auf und Ab des wirtschaftlichen Lebens keine Auskunft gibt. So blieb Goldach trotz der frühen Industrierwerke in der Blumenegg und bei der Bruggmühle eine kleine Gemeinde, die die Einwohnerzahl von 1800 mit 800 kaum zu halten vermochte.

Um die Jahrhundertmitte setzte der wirtschaftliche Aufstieg ein, erkennbar an der steigenden Bevölkerungszahl, zunächst aber kaum feststellbar am gewerblich-industriellen Stand der Gemeinde. Bei der Volkszählung von 1860 rückte die Gemeinde Goldach mit 991 Einwohnern vom 79. Rang im Kanton auf den 72. Rang vor. Das mochte von wenig Bedeutung sein, zählte doch Goldach auch weiterhin zu den kleinen Zwerggemeinden des Kantons: verheissungsvoller hingegen war die Zunahme an Bevölkerung um mehr als einen Viertel seit 1850. Mit diesen 26,3% Zunahme stellte sich die kleine Gemeinde neben die begünstigten Zentren des wirtschaftlichen Lebens (Rorschach +49,4% und St.Gallen +29,4 Prozent) und zog gleich mit den Treffpunkten des Verkehrs Rapperswil und Wil. Ein neuer Tag mit bis anhin unbekanntem Möglichkeiten kündigte sich an. Fernstehende nahmen das verwundert wahr, indes die altingesessenen Dorfgeschlechter das Neue nicht sehen wollten, dafür am Ueberkommen festhielten und ihre besten Kräfte in unfruchtbaren Zänkereien und Querelen verbrauchten.

Wo es um die schönere Zukunft eines Gemeinwesens geht, darf man sich nicht zu lange an diesen Sumpfstellen und dem Mora-



● = 10 Einwohner pro 1 km²

Bevölkerungsdichte in Goldach 1837–1970
Der Wandel von der Bauerngemeinde zur Industriegemeinde bedingt die zunehmende Verengung des Lebensraumes. (Zeichnung Josef Kaiser)

ste der eigenen Vergangenheit aufhalten, um pikante Histörchen der erstaunten Nachwelt vorzusetzen: ganz zu übergehen sind sie indes nicht, sind sie doch die notwendigen Schatten, die zum strahlenden Bild der Vergangenheit, wie wir es lieben, einfach als Kontrastseiten gehören, einmal um das Lichtvolle hervorzuheben, dann auch, weil es gut ist, um die Möglichkeiten zum Unguten, das in unserem Wesen und in der Erbanlage verborgen liegt, zu kennen und ihr Ausarten zu vermeiden, ihm vorzubeugen. Also, die Landgemeinde Goldach war im letzten Jahrhundert zerstritten, wie jede andere Landgemeinde im lieben Vaterland es war. Da ging es einmal um die Wasserfrage. Wer zu den Brunnengenossenschaften der beiden Dörfer gehörte, hatte das Recht, das benötigte Wasser ab dem Dorfbrunnen –, 3 in Obergoldach, 2 in Untergoldach –, zu holen. Dieses Wasserrecht war ein wesentlicher Teil des Hofstättenrechtes, wer solches erbt oder durch Kauf erworben hatte, besass das Brunnenrecht, die andern konnten schauen, woher sie das köstliche Nass bezogen. Solches Gebaren mochte in der geschlossenen Wirtschaftsordnung der alten Zeit angehen, es war jedoch unvereinbar mit freier Marktwirtschaft und Niederlassungsfreiheit, die durch Verfassungsrecht allen gleicherweise zustehen. Im juristischen Wettstreit obsiegten die unzufriedenen Zugewanderten. Was nützte aber das Recht, wenn die Quellen nicht mehr Wasser lieferten als eh und je. Und so ärgerte man sich und mühte sich ab über ein halbes Jahrhundert hin, bis man zu Anfang dieses Jahrhunderts, des ewigen Streites müde, nach vielem Ach und Krach die gemeindeeigene Wasserversorgung schaffen konnte. Das war der lange, grosse Streit. Kürzer war der Kampf um die Anbringung des Stationsgebäudes an der schon bestehenden Bahnlinie, aber er war um so lauter und hitziger. In zwei Fronten standen sich der nördliche und südliche Gemeindeteil gegenüber. Der Süden siegte bei der Wahl des Gemeinderates; die Vertreter der Nordlösung, an ihrer Spitze der Gemeindeammann Dr. Edlmann, wurden weggewählt. Ein ungefreuter Sieg, der weder Nord noch Süd in berechtigten Ansprüchen befriedigt und der SBB seit über einem halben Jahrhundert Planungsaufgaben stellt, die zu keinem Ziele führen. So blieb die Bahnanlage mit ihren berechtigten Rampen und dem einst gelben Stationsgebäude mit dem abbröckelnden Verputz das Mahnmal für die jetzige und die kommende Generation: Klug zu pla-

nen und überlegt zu beschliessen; nicht der Gewinn einiger weniger ist zu bedenken, sondern der gemeine Nutzen heute und in fernen Tagen.

Während sich Nord und Süd der Gemeinde um die Stationsanlage befehdeten, vergiftete ein Hausstreit der Ortsbürger durch ein volles Menschenalter hindurch das Zusammenleben der nur halbwegs vereinigten Korporationen Ober- und Untergoldach. Mit Lappalien bemühten sie Advokaten, Kantonsgericht und Regierung. Die Obergoldacher gaben vor und bewiesen es auch, dass einige Tannen mehr in ihren Waldungen stehen als in jenen der Untergoldacher, und dass ihr Genossengut um einiges mehr ertrage als jenes der Brüder und Vettern im unteren Dorf, diese hinwiederum nahmen es nur unwillig hin, dass der gemeinsame Pfleger ihnen weniger Bürgernutzen zuteilte als den Brüdern und Vettern im oberen Dorf. Und doch bestand zwischen den beiden Korporationen seit Menschengedenken Freizügigkeit, so dass ein Obergoldacher mit vollen Rechten und Pflichten in Untergoldach Wohnsitz nehmen konnte, ein Untergoldacher desgleichen in der oberen Korporation. Wer wollte da sich auskennen: Regierung, Kantonsgericht und Advokaten mühten sich ab, bis endlich nach 35 Jahren ein währschafter Kompromiss die entzweiten Gemeindsgenossen zum Nutzen und Frommen der biedereren Kämpfer versöhnte und einigte.

Wie wenn es nicht schon genug Entzweiung, Zank und Streit gab wegen diesen Sachfragen, die doch einen ganz realen Hintergrund für jedermann hatten, wurde gegen Ende des letzten Jahrhunderts ein Familienstreit gross, der mit politischen Mitteln aufgezogen das Volk von Goldach in zwei Parteien spaltete. Die erregten Gemüter beruhigten sich erst, als eine neue Generation herangewachsen und die Vorbeben der kommenden kriegerischen Verwicklungen diese persönlich geführten Rankünen zurücktreten liess.

Verwunderlich ist, dass all diese Trennungen und Fehden den Aufstieg der Gemeinde Goldach nicht zu hemmen vermochten. Das kam so: Das Kleinvolk von Goldach, dem die Zerreiss-Geschäfte der Grösseren von jeher fern lagen und wenig interessierten, und die wachsende Schicht der Zugewanderten, die nur auf Arbeit, Verdienst und bessere Lebensmöglichkeiten aus war, rückten sich näher und berührten sich im dichter werdenden Kern von Ober- und Untergoldach. Vor allem Untergoldach nahm zu an Siedlungsvolk, das in umgebauten Bauernhäu-

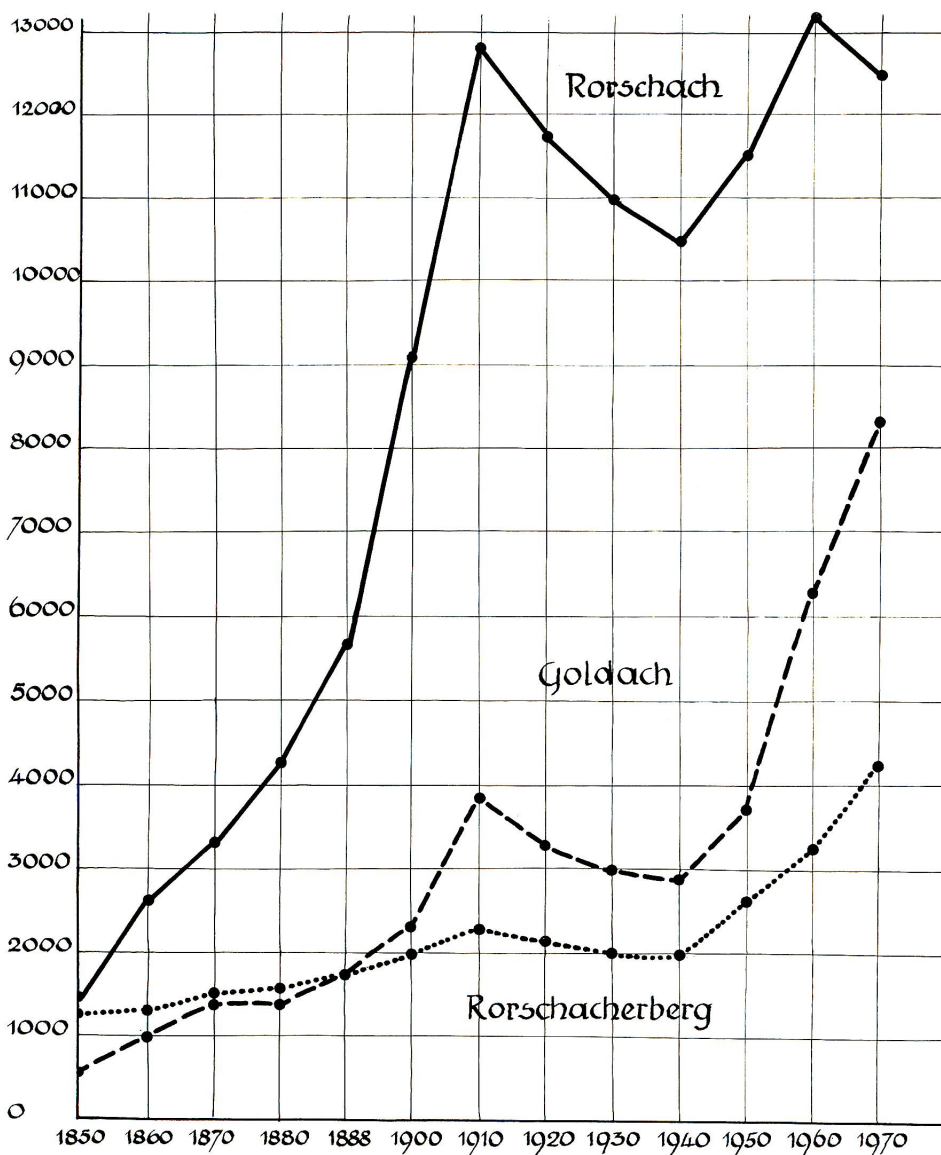
sern, deren An- und Ausbauten und in den engbemessenen Räumen von Mieten ein hinlänglich ausreichendes Obdach fand. Der Rückgang des uralten Acker- und Rebbaues, der in der zweiten Jahrhunderthälfte wegen der Grossumstellung in der Agrarwirtschaft immer mehr Bauernhöfe, ihre Felder und Parzellen einer anderen Benutzung freigab, begünstigte die Grossdorf-Bildung von Goldach, das vereinigte, zusammengewachsene Dorf Goldach. Dass unser Dorf nicht das üble Aussehen des reinen Fabrik- und Industriedorfes zeigt, hängt mit dieser Art seines Wachstums und Grösserwerdens zusammen. Dazu verhalf auch die Lage der beiden Siedlungskerne abseits vom Goldachfluss. Dieser hatte in alter Zeit – gleich dem Dorfbach – die Mühlenwerke getrieben und die nötige Kraft für das bäuerliche Kleingewerbe geliefert. Nun siedelten sich an diesen Wasserläufen die Industrierwerke an, die Rotfarb Karl Henkings am Ausgang des Goldachtobels in der Blumenegg, die Hauspinnerei der Gebrüder Tschudy, ihre Nachfolger Ulrich Zürcher und Josef Anton Hättenschwiller an Stelle der oberen Walche bei der Goldachbrücke. Anschliessend an die heutige Grossmühle «Bruggmühle» betrieb Färber Johann Baptist Hungerbühler von Rorschach eine mechanische Werkstätte, die ab 1863 von Johann Jakob Kupferschmid als Fourniersägeerei weitergeführt wurde. Die Fourniersäge Kupferschmids hatte keinen Bestand, indes die Marmor-säge der Gebrüder Pfister in diesem Jahr den hundertjährigen Bestand auf dem rechten Goldachufer feiern kann. Zehn Jahre früher hatten die Gebr. Pfister die «Holzmühle» übernommen, die Ulrich Zürcher 1848 errichtet hatte, nachdem die Färberei an der Goldachbrücke nicht mehr florieren wollte. Als Standort des neuen Unternehmens hatte er den Platz am Dorfbach gewählt, wo heute die Sägerei Eilingen steht. Die Wasserkraft sollte der Dorfbach hergeben; dessen Wasserführung war aber sehr unregelmässig und gegen ein geplantes kleines Stauwerk erhoben die Anstösser heftigen Widerstand. Der junge Industriebetrieb fand günstige Existenzbedingung ausserhalb der Dorfsiedlung am Wasserlauf der Goldach. Bis vor wenigen Jahren war das Wasserrad zu sehen, das das Triebwerk der Marmorwerke in Bewegung setzte und unterhielt, bis der elektrische Kraftstrom die armseligere Einrichtung des Wasserrades ausser Betrieb setzte.

Im Jahre 1861 hat Stähelin-Wild von St.Gallen am Schlipf, wo die Uferebene steil

zum Seebüel (Rietberg) ansteigt, eine der ersten Stickfabriken auf dem Land errichtet. Das Unternehmen hielt nach dem frühen Tod des Gründers († 1872) nicht Schritt mit der Modernisierung des Maschinenparks; 1883 musste das Geschäft mit den 25 stillstehenden Stickstühlen liquidiert werden. Oskar Danielis von Rorschach richtete in den leerstehenden Hallen eine Schreinerei ein, nicht lange nachher konnte er den Betrieb mit Sägewerk, der Parkett- und Rolladenfabrik erweitern. Die Wasserkraft des Dorfbaches ermöglichte Einrichtung und Betrieb dieses ersten Unternehmens in der jetzigen Industriezone zwischen Dorfbach, Goldach und Uferstrand des Bodensees.

Wo der Witenbach und der Betlerenbach sich zum Dorfbach, in alten Urkunden der Goldacherbach genannt, vereinigen, hat der Winterthurer Friedrich Weinmann um 1870 die Neumühle hingestellt, die am Karfreitag 1901 einer Brandkatastrophe zum Opfer fiel. Sie war als moderne Grossmühle gedacht für die abgehenden Kundenmühlen: der Schlossmühle und der Goldachermühle. Die Wasserrechte aller drei Mühlebetriebe gingen an die Rechtsnachfolgerin, die Bruggmühle, über.

Die kurze Lebensdauer der Stickereifabrik Stähelin-Wild und der Neumühle Weinmanns war nicht dazu angetan, die führenden Männer von Alt-Goldach von ihrer naturhaft-konservativ-bäuerlichen Abneigung gegen jede Art von Industrialisierung abzubringen. Dabei übersahen sie, dass die Erben und Nachfolger Stähelin-Wilds von der technischen Entwicklung einfach überrollt wurden. Das Aufkommen der Gröbli- und Wehrli-Maschinen in den sechziger Jahren, die Schifflistickmaschinen der Firma Rieter (seit 1863) und Saurer (seit 1883) ersetzten und verdrängten vorzu die teuren Stickmaschinen des Josua Heilmann, von denen 25 Stühle im Etablissement Stähelin-Wild standen. «Dazu kam», wie Dr. Geser-Rohner schreibt, «dass bei der Laune der Mode und der daherigen Abhängigkeit der Industrie manche Fabrikbesitzer berechnete Bedenken hatten, grössere Summen in ihre Etablissements zu stecken. Die Fabrikanten stellten deshalb den tüchtigsten Arbeitern Maschinen in ihrem eigenen Heim auf und ermöglichten es ihnen, sie auf dem Weg der Abzahlung käuflich zu erwerben. Auch fanden es manche Arbeiter nach und nach selbst vorteilhafter, in der eigenen Behausung Frau und Kinder zur Mithilfe heranzuziehen. Zugleich gestattete der Betrieb einer Einzelmaschine dem Ar-



Region Rorschach: Bevölkerungszunahme 1850–1970.
Folge der industriellen Entwicklung.
(Zeichnung Josef Kaiser)

beiter das billige Wohnen auf dem Lande, während der Fabrikarbeiter in den grossen Arbeitszentren mit verhältnismässig hoher Miete zu rechnen hatte». Soweit Geser-Rohner, der in leitender Stelle den Wandel vom Fabrikbetrieb zur Hausindustrie und wieder zurück zur automatischen Schifflickerei in den grossen, hellen Sälen der Blütezeit st.gallischer Stickereiindustrie im ersten Jahrzehnt unseres Jahrhunderts miterlebt und mitgestaltet hat.

Bei Friedrich Weinmann und seiner Neumühle mochten die Bedenken der weisen Altväter eher berechtigt gewesen sein. Weinmann war hergekommen mit dem Bazillus des Gründerfiebers infiziert, der in den ersten 70er-Jahren vielerorts zu einer raschen Scheinblüte und danach zu raschem Zusammenbruch geführt hat. Es war und blieb ein Risiko, in einer Landgemeinde mit abgehendem Getreidebau und einer aufkommenden Grossmühle eine Neumühle aufzubauen. Das musste zu rücksichtslosem Konkurrenzkampf aufstacheln. An solcher Gelegenheit gingen zuerst Friedrich Weinmann persönlich, in der Folge auch seine Neumühle unter. Ein Schicksal aus der Gründerperiode in Goldach. Nicht jeder von fern herzogener wagender Kaufmann und Unternehmer ist ein Pionier, Entdecker und Gestalter eines Neulandes.

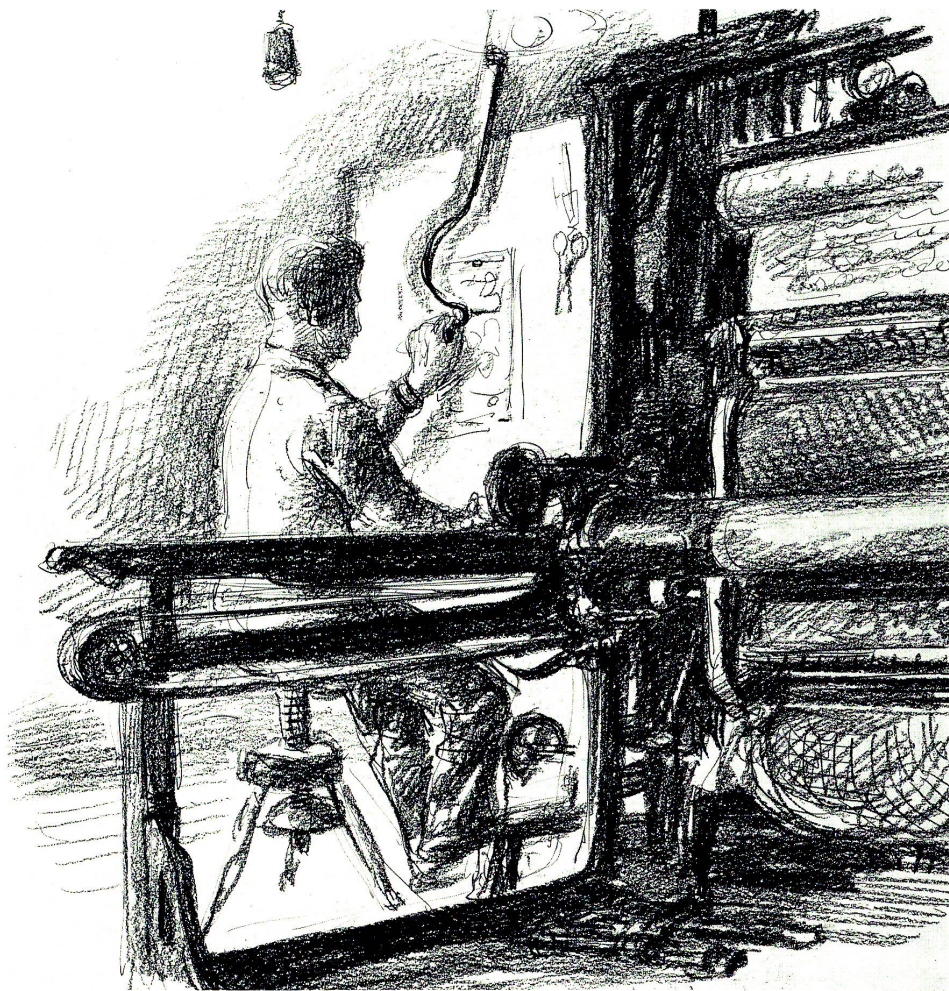
Noch war die Liste der Unternehmernamen und ihrer Werke klein, gross genug für das damals so unscheinbare Bauerndorf Goldach. An der Peripherie der Gemeinde, entlang den beiden Wasserläufen, erstanden die ersten Industriebetriebe. Fast macht es den Anschein, als hätten sie Bedenken getragen, mit den Herren des Ortes in nähere und wärmere Beziehung zu kommen. Erste Eindrücke bleiben auf lange Zeit hinaus haften. Das hinderte aber nicht, dass die «fremden» Herren bald die Schönheit der Landschaft, das klare Wasser seiner Bäche und Flüsse und des weiten Bodensees, das milde Klima und die würzige Luft entdeckten und fanden, am Rand des garstigen Dorfes und seiner wundervollen Umgebung lässt sich gut wohnen. In der Nähe lag zudem das geschäftige Rorschach, das eifrig darauf aus war, als Fremden- und Kurort bekannt und gerühmt zu werden. Es entstanden der Reihe nach: die Villa «Rietberg», das Jagd- und königliche Haus Württemberg im Riet, der obere und untere «Seegarten», die «Mariahalden», die einst der grosse Weingarten des Abtes Ulrich Rösch war, nun im Besitz der Herzogin von Hamilton, anschliessend ihr Gästehaus in der «Flora», die

Villa «Rothenstein», in kleiner Entfernung die Villa «Flurhof» am Eingang zum ehemaligen äbtischen Gutshof Ochsengarten, das der Pächter «im Haus» bebaute und wohin die schwarzen Mönche von Marienberg zur «Lesse» (Erholung) gingen, das «Paradies» auf dem Hohrain und der Herrensitz auf der Weid. Der Aussenring «fremden» Besitztums um das lethargisch abwehrende Doppeldorf Goldach war geschlossen; die Beziehungen von innen nach aussen, von aussen nach innen blieben auf den geschäftlichen Bereich beschränkt, alteingesessene Art und neuer Lebenswille fanden sich nicht in warmem Kontakt und in lebendigem Gespräch. Dabei wurde der Lebensraum für die Alt-Goldacher enger und enger; die wachsende Ahnung und dann das Wissen um das Abhängigsein von den so anders gearteten Herren nebenan drückten auf Seele und Gemüt des kleinen Volkes von Goldach, wirkten lähmend auf Gestaltungs- und Entschlusskraft der führenden Männer. Wirklich: eine Zeit war abgelaufen; eine neue im Kommen. Unversehens waren Goldach und seine Leute im Turm eingeschlossen, in den sie sich vor dem Fremden, Neuen, vor den neuen «Herren» und ihrem neuen Lebensstil zurückgezogen hatten. Das verriegelte Tor war nach aussen zu öffnen, dann konnte man sich umsehen und bereit machen, mit der neuen Zeit und seinen neuen Herren und Menschen zu gehen.

Am leichtesten ging es auf dem wirtschaftlichen Boden des gemeinsamen Arbeitens und Erarbeitens. Dazu bot sich die Gelegenheit bei Geschäften, die am Bodensee seit langem hinüber und herüber getätigt wurden. So ist auch aus kleinen Anfängen heraus die Holzindustrie aufgebaut worden, die in Goldach zu einem bedeutsamen Erwerbszweig werden sollte. Dabei ist es um die naturgegebene Grundlage schlecht bestellt; nur ein Zehntel der Gemeindefläche ist mit Wald bestockt; noch geringer ist der Waldanteil in den Nachbargemeinden Tübach, Horn, Steinach und Rorschach. Das mag der Grund gewesen sein, dass schon in fürstbäuerlicher Zeit der Statthalter auf Marienberg Holzeinfuhr über den See und aus dem Bregenzerwald bewilligte und selbst tätigte, so auch im Klosterlehen der «Unteren Bleiche». Die einzige private Schiffflände am ganzen See ist mit dem Bleichegut im Rietli verbunden und diente diesem Zweck. Bei der Ordnung der Hoheitsrechte des jungen Kantons St.Gallen wurde vergessen, dieses Recht aufzuheben;

oder haben die Gebrüder von Albertis, die um 23 300 Gulden bei der Liquidation des Klostergrundes die Bleiche erwarben, dem Recht einen geschickten Dreh zu geben verstanden? Auf jeden Fall haben die Besitzer des Bleichegutes von altersher Bretterhandel getrieben oder treiben lassen. Als 1883 die Stickerei Stähelin-Wild den Betrieb gänzlich einstellte und die Fabrikgebäude verkaufte, richtete noch im gleichen Jahr Johann Sturzenegger in den leerstehenden Fabrikräumen eine Holzrouleauxfabrik ein. Oskar Danielis von Rorschach übernahm 1886 mit dem Fabrikareal auch die Rolladenfabrikation, einen reichen Gewinn einbringendes Geschäft bei dem eben anhebendem «Bauboom», der in den 20 Jahren der Hochblüte st.gallischer Stickereiindustrie noch das übertrifft, was wir selber staunend in den Jahren der Hochkonjunktur miterlebt haben. Damals, von 1888–1910, stieg die Einwohnerzahl von Rorschach von 5488 Köpfen auf deren 12 707 – das Reichsdorf und der Markt Flecken Rorschach wurde die Stadt Rorschach. Das Bauerndorf Goldach hinwiederum vermehrte seine Einwohnerschaft von 1748 auf 4007 Seelen; in nüchternen Prozentzahlen ausgedrückt heisst das: in den 22 Jahren des noch nie erlebten Wachstums nahm Rorschach um 117 % zu, Goldach sogar um 129 %, – es war eine glänzende Zeit für alle, die mit dem Bau zu tun hatten, auch für den Rouleauxfabrikanten im Riet –, dementsprechend nahm der Bestand an Wohnhäusern und Mieten zu, er stieg in Rorschach im Jahrzehnt 1900 bis 1910 um 199 Einheiten auf 894 Wohnhäuser, in Goldach von 243 Wohnhäusern auf deren 350. Die Anlagen wurden erweitert: 1900 wurden das Dampfkesselhaus und das Hobelwerk gebaut, 1902 das Trockenhaus und eine neue Schreinerwerkstatt, 1905 wurde die alte Fabrik zu Wohn- und Arbeitszwecken umgebaut.

Die Industriezone im Riet ist damals entstanden, als zu gleicher Zeit die Stadt St.Gallen 1893 das vormalige «Messmergut» erwarb, wohin 1895 das städtische Pumpwerk zur Gewinnung und Aufbereitung des Bodenseewassers als Trinkwasser verlegt wurde; dazu kam 1903/05 die städtische Gasfabrik, die bis zu ihrer Stilllegung im Herbst 1969 rund 50 Arbeitern und Angestellten sichere Anstellung und Verdienst gab. Das wussten Belegschaft und Gemeinde zu schätzen in der langwährenden wirtschaftlichen Krise, die mit Beginn des Ersten Weltkrieges anhub, und erst 30 Jahre später einem neuen Aufschwung Raum gab.



Die Blüte der Stickereiindustrie hatte viel neues Volk nach Goldach gebracht. Neue Quartiere waren entstanden, neue Strassenzüge wurden gezogen. Mit Anbruch des Ersten Weltkrieges im Herbst 1914 wurde der Zuwachs schlagartig gestoppt. Deutsche, Österreicher und Italiener mussten in grosser Zahl zurück in ihr Heimatland. Wohnungen standen leer, der Bedarf an Holzrouleaux und Bauholz war mehr als gedeckt; Danielis und sein Unternehmen bekam die ganze Härte der Krisenzeit zu spüren. Zu Beginn des Jahres 1918 bot er seinem Werkführer Heinrich Wehrle seinen ganzen Besitz um Fr. 135 000.– zum Kauf an, billig, hatte doch die letzte Schätzung die Liegenschaft mit allem, was darauf steht, noch mit Fr. 214 000.– bewertet, die Schätzung, die Wehrle beantragte, setzte nur mehr den Betrag mit Fr. 19 000.– fest. Der neue Besitzer kam in Bedrängnis; er ver-

äusserte Boden an seinen Nachbarn Stürm; im Januar 1925 verkaufte er das Stickereigebäude von Stähelin-Wild an A. Boppart. Ende des gleichen Jahres 1925 erhielt Rudolf Gaschen-Sigris von Treiten, Bern, die Niederlassung in Goldach; Hrch. Wehrle dagegen war nach Kaltbrunn gezogen. Am 4. Juli 1927 tätigte R. Gaschen den Kaufvertrag mit Hrch. Wehrle, zwei Jahrzehnte führte er die Parketterie, die seit 1948 von A. Scheuermann geleitet wird.

Das Säge- und Hobelwerk, das O. Danielis bei blühendem Geschäftsgang 1904 errichtet hatte, wurde seit Kriegsausbruch ein belastender Nebenbetrieb, den man leicht dem Nachbarn Eduard Stürm abgeben konnte. Dieser hatte schon 1915 von Danielis anstossendes Land erworben. Anfang 1918 lagen die Pläne für das neue grosse Säge- und Hobelwerk vor, und wurden vom Gemeinderat genehmigt. Das Leben ging also

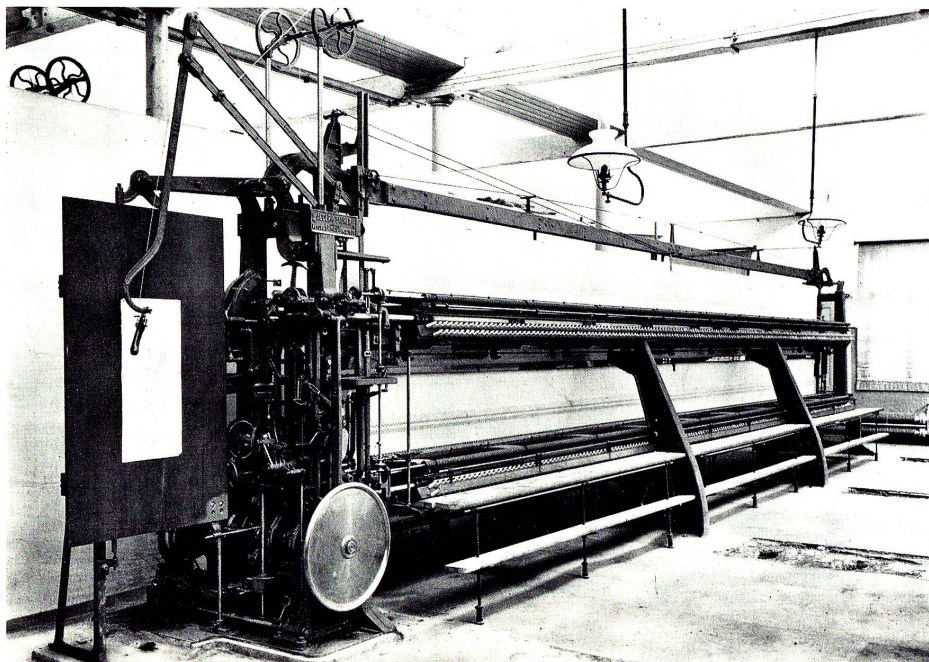
weiter, wenn auch unter einem leicht verschobenen Standort und unter neuem Namen. Und dieser Name gehört einem der ältesten Dorfgeschlechter, das als einziges Mitträger der wirtschaftlichen Entwicklung der Heimatgemeinde und ihrer gedeihlichen besseren Zukunft ist.

Ulrich Zürcher, der sich in seiner Färberei an der Goldachbrücke vergeblich um bleibenden Erfolg abgemüht hatte, gelang 1848 mit der Eröffnung seiner Holzmühle eine Pioniertat. Eine ganze Reihe holzverarbeitender Gewerbe- und Industriebetriebe folgte, so auch 1857 jener von Franz Jakob Leonz Eichmann, der von Staad herkommend in Untergoldach am Dorfbach einen Weiher anlegte, dessen Wasser das Sägewerk trieb, bis die elektrische Kraft die Wasserkraft ersetzte.

Das Gepräge gab der Zeit von 1880 bis zum Ersten Weltkrieg die st.gallische Stickereiindustrie, eine Modeindustrie, die rasch aufblühte, aber auch wieder rasch zerfiel. Die Launen der tyrannischen Herrin Mode forderten das Können und die Phantasie der Schaffenden, der Entwerfer, der wagenden Fabrikanten und des einfachen Stickers in gleicher Weise heraus; ihre Krisen verwarfen diese ebenso brüsk und erschütterten die materiellen und geistigen Grundlagen der Koryphäen wie auch jeden Dieners dieser so graziösen Industrie.

Als erster musste A. Ammann von St.Gallen diese Erfahrung machen. Er betrieb in der Stadt eine Broderie, eine Stickerei. Auf der Gant erwarb er die alte Goldermühle; sie sollte seinem St.Galler Geschäft zudienen. Aber kaum waren zwei Jahre um, war er selber Konkursit. Baumeister Nikolaus Kappeler von Rorschach übernahm die Liquidationsmasse; er richtete im alten Mühlegebäude eine Zwirnerei ein. Das Unternehmen entwickelte sich nicht wie gewünscht. Nach zehn Jahren, 1897, sah sich N. Kappeler, Sohn, genötigt, die uralte Goldermühle zu veräussern. Bald nachher brannte die verkrachte Zwirnerei bis auf die Grundmauern nieder. 1901 erstand sie wieder als Haus zur Wuhr, einem Wohnhaus mit angebautem Turbinenhaus. Der Baukörper und die hohen Stockwerke gemahnen an die grosse Vergangenheit. Die rasch wechselnden Besitzer vermochten aber dem grossen Haus «zum untern Wuhr» keine neue Bestimmung zu geben; es blieb ein Wohnhaus bis heute.

Die unverhältnismässig rasche Bevölkerungszunahme verdankt Goldach vor allem der Stickereiindustrie. Aus der appenzel-



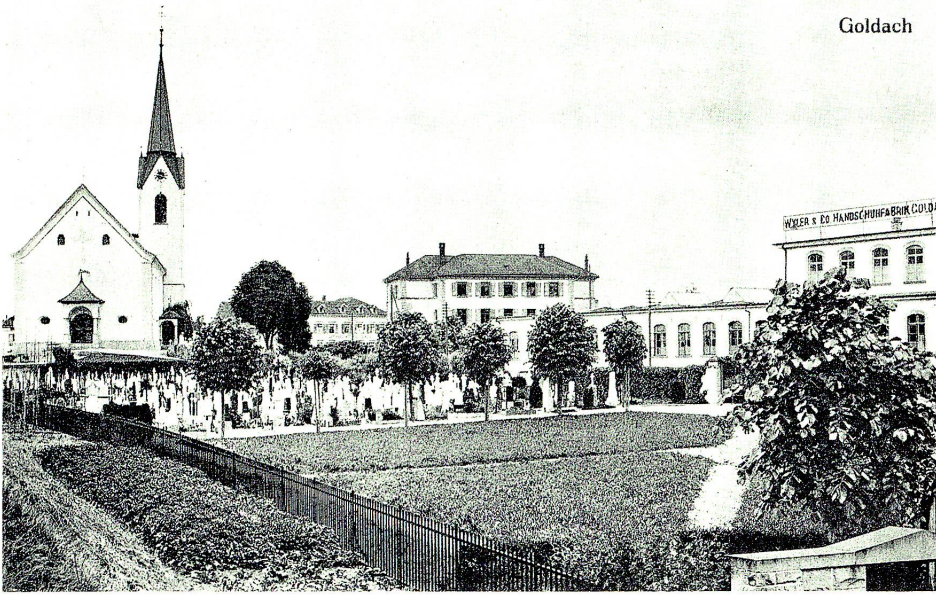
10-Yards-Schifflickmaschine, Modell 1910,
Photo Saurer AG, Arbon.

lich-st.gallischen Haus- und Handindustrie herausgewachsen hatte sich die Maschinenstickerei innert weniger Jahrzehnte zu der bedeutendsten Exportindustrie der Schweiz, noch vor der Uhren-, Maschinen- und chemischen Industrie und dem Fremdenverkehr entwickelt. Und Goldach im Verein mit Rorschach, Horn und dem Rheintal nahm teil am raschen Aufstieg, hatte aber auch an den häufigen Krisen und dem plötzlichen Zerfall dieser Industrie schwer zu tragen.

Die Eröffnung der ersten Maschinenstickerei durch den St.Galler Fabrikanten Stähelin-Wild hatte Hoffnungen geweckt, die nicht erfüllt werden konnten; die Maschinenstickerei steckte noch in ihren Anfängen; erst mussten bessere Maschinen und reichere, schönere Muster geschaffen werden, Ende der achtziger Jahre war es so weit. Damals hatten die Handstickmaschinen in der Hausindustrie die weiteste Verbreitung gefunden. Es waren Kleinbetriebe mit 10 und weniger Handstickmaschinen. Als erster hatte Schmied Josef Martin Urscheler 1872 eine Stickerei mit 8 Stühlen und zwei Wohnungen in einem Neubau eingerichtet. Sein Erfolg veranlasste auch andere, seinem Beispiel zu folgen. In Ober- und Untergold-

ach wurden Sticklokale an Wohnhäuser angebaut; mehrere sind noch heute als solche zu erkennen, ihre Gesamtzahl und ihre Besitzer lassen sich kaum feststellen, da sie dem Fabrikgesetz nicht unterstanden. Das Arbeiten mit der Handstickmaschine war leicht zu erlernen, erforderte aber beträchtlichen Kraftaufwand, weshalb der Mann die Stickmaschine bediente, Frau und Kinder als Hilfskräfte für Fädeln, Nachsticken etc. gebrauchte, in Stosszeiten weit über die gesetzlich erlaubte Arbeitszeit hinaus. So brachte die Hausstickerei wohl Geld ins Haus hinein, aber auch viel Sorge und Not aus Überbeanspruchung, und daher Krankheit, Siechtum und vorzeitigen Tod. Wo viel Licht ist, fallen die Schatten um so schwärzer. Eine Schattenseite kann nicht übersehen werden: die leichte Modeindustrie, die nach Laune mit «Napoleons» nur so herumwerfen konnte, verführte nur zu oft zu tollen Streichen des Übermutes und zu Orgien des Alkoholgenusses – verständliche, aber traurige Exzesse nach Zeiten der Arbeitslosigkeit und harten Entbehrungen. Noch wissen ältere Dorfbewohner, die solches von ihren Eltern gehört haben, von jener Stickerzeit vor dem Ersten Weltkrieg Unglaubliches zu erzählen, was da-

Goldach



Union, vormals Hoffmann AG, 1895, älteste Stickereifabrik in Goldach; 1919 Handschuhfabrik J. Wyler AG; in den dreissiger Jahren verlegte die Feldmühle, Rorschach die Zwirnerei-Abteilung in die leerstehenden Fabrikräume; 1974 wurde das unansehnliche Fabrikgebäude abgerissen.

1910 erstellte die Union AG hinter dem Altbau an der Untereggerstrasse den repräsentativen Neubau mit hellen Sticksäulen und dem angebauten Verwaltungsgebäude. (Photo Hardy Buob)



mals als Glück oder Unglück geschehen. Beim Anhören solcher Mär wird man besinnlich: ja, die gute alte Zeit war nicht immer gut; alt wie die Menschheit ist die Plage, die seit jeher umgeht, wo Menschen hausen. Das Glück ist wie der Sonnenstrahl, der vergoldet, wenn er scheint, der kalt bleibt und verborgen, wo man sich nach ihm sehnt.

Die Pantograph-Schiffli-Maschine, die Isak Gröbli von Flawil entwickelt hatte, leitete eine Umwälzung im bisherigen Stickereibetrieb ein. Wie Gröbli dazu gekommen und worin das Neue in seinem Schiffchensystem bestand, erzählt der Erfinder selbst in der Broschüre über die Stickmaschine (Ostschweiz, 1899): «Die zwei so sehr verwandten Arbeiten, Nähen und Sticken und die Beobachtung von schnellaufenden Nähmaschinen und langsamlaufenden Stickmaschinen liessen in mir die Frage entstehen, ob es denn nicht möglich wäre, eine Stickmaschine zu machen, bei der die Fäden auch so vom Spulen ablaufen könnten, die Nadeln also nicht immer – wie bei der Handstickmaschine – aufs neue eingefädelt werden müssten und wobei dann die Nadeln nur einen kurzen Weg zu machen hätten, bei jedem Stich gleich und also die Stiche sich dann noch viel schneller folgen könnten . . . Bald kam mir durch das Verwandtsein mit verschiedenen Fadenverschlingungen aus der gründlichen Kenntnis der Weberei die Gewissheit, dass mit dem Nähmaschinenstich, wobei ein Faden auf der Vorderseite und ein Faden auf der Rückseite zusammenarbeiten und sich gegenseitig verschlingen, auch ein Stickereiprodukt sich herstellen liesse. Wie die Maschine werden sollte, dafür hatte ich allerdings nur so die Grundzüge im Kopfe, nämlich 1. analog der Handstickmaschine Pantograph und Gatter und 2. eine obere und eine untere Nadelreihe in dem damals noch allein gebräuchlichen $\frac{3}{4}$ Rapport; das Weitere aber war mir noch verborgen.» Sehr anschaulich schildert Gröbli seine Probersuche: «Ich machte mich also daran, auf einfachstem Wege ein Muster in dieser neuen Art zu sticken und spannte zu diesem Zwecke zwischen einem kleinen Holzrahmen ein Stückchen Cambric auf. Dann zeichnete ich auf demselben mit Bleistift ein kleines Bouquet vor und befestigte alsdann das Rähmchen in senkrechter Stellung an einem Ständer. Weiter nahm ich eine mit Stickfaden eingefädelte Nähmaschinennadel und gab einem meiner Knaben eine eingefädelte Nähadel, mit welcher

er die Funktion eines Schiffchens zu übernehmen hatte. Wenn ich also meine Nadel eingestochen und wieder ein wenig zurückgezogen hatte, so fuhr der Knabe mit der Nadel durch die entstandene Schlinge und ich zog meine Nadel zurück. So ging es Stich für Stich, bis das Münsterchen fertig war. Zu meiner Freude fiel es ganz gut aus; ich durfte es jedem zeigen und niemand würde gesagt haben, dass es nicht Stickerei sei.» Später konstruierte Gröbli eine kleine Versuchsmaschine mit 24 Nadeln und ebensoviel Schiffchen, und dann ging es an das Ausfindigmachen und Erproben geeigneter Schiffchen, wobei die Schiffchen der Nähmaschine als Vorbild dienten. Im weiteren erstellte derselbe ein Spülmaschinen zur Herstellung von Spülchen für die Schiffchen, welche erstere im Innern des Schiffchens ablaufen, wobei das Spülchen selbst ruhig liegen bleibt und den ganzen innern Raum des Schiffchens ausfüllt. Dann begann das Sticken der verschiedensten Muster unter stetem Bekämpfen all der Unvollkommenheiten, die abwechselnd sich zeigten, wie z.B. Versagen der Stiche wegen Unsicherheit in der Schlingenbildung vor dem Einfahren der Schiffchen, dann wieder häufiges Abreisen der Fäden, etc.

Im Jahre 1865 wurde in der Rieter'schen Spinnerei in Niedertöss eine Maschine in normaler Grösse erstellt und die motorische Kraft angewendet, so dass der Handbetrieb aufhörte. Der Handstickmaschine war damit eine starke Konkurrenz erwachsen. Schon anfangs der siebziger Jahre leistete die Pantograph-Schiffli-Maschine zweiunddreissig Minutenstiche, im Jahre 1900 waren es neunzig Minutenstiche, bald darnach hundertzwanzig. Da diese Maschinen überdies viel länger sind als die Handstickmaschine, beträgt die Produktionssteigerung gegenüber jenen das acht- bis zwölffache. Allerdings eignen sie sich nur für die Herstellung grösserer Quantitäten. Für kleinere Stickerei-Aufträge, die nur eine kurze Garmlänge benötigen, sind sie nicht zu verwenden. Die automatische Schifflistickmaschine, die 1909 in den Dienst gestellt wurde, setzte den Jacquardbetrieb anstelle des Stickers, mit anderen Worten, es machte ihn durch ein System gelochter Karten überflüssig. Der Vorteil des automatischen Betriebs bestand in der Entlastung der Nachstickerei um ein Drittel, dann aber auch im schnelleren Lauf dieser Maschine; an die Stelle des Stickers trat eine untergeordnete Hilfskraft. 1880 war die Schifflistickerei erst in ihren

praktischen Anfängen begriffen und noch so unbedeutend, dass sie bei der statistischen Aufnahme überhaupt noch nicht berücksichtigt wurde. 1890 fanden sich in den drei ostschweizerischen Kantonen zusammen schon 542 Maschinen. Mit dem Jahr 1895 setzte eine gewaltige Vermehrung der Schiffli-Maschinen ein.

Die Leistungsfähigkeit der neuen Maschine wurde, im Vergleich zur Handstickmaschine, eine quantitativ vielfache. Das natürliche Ergebnis war, dass sich die Schifflistickerei vornehmlich der Massenartikel bemächtigte, während die Handstickerei sich mehr auf dem Gebiete der Spezialitätenstickerei betätigte. Die beiden Herstellungsmethoden teilten sich in die Lieferung: die Schifflistickerei dank ihres wohlfeilen Fabrikates, die Handstickmaschinenstickerei – tüchtige Arbeiter vorausgesetzt – dank der grösseren Haltbarkeit und Sauberkeit der Arbeit. In der Schifflistickerei herrschte mit verschwindenden Ausnahmen der Grossbetrieb in geschlossenen Fabriken vor. Eine erste baute die Firma Hoffmann und Huber, St.Gallen, die spätere «Union AG», 1895 zunächst der Kirche an der Untereggerstrasse. Zwei Jahre später wurde der Westflügel angebaut. In den Fabriksälen liefen sogenannte Schnellläufer-Schiffli-Maschinen, die verbesserte Form der älteren Schiffli-Maschinen. Diese Stickmaschinen gaben Massen her, die im Ausland zu billigem Preis gesucht wurden und dort reisenden Absatz fanden. Dadurch wurden Gegenaktionen fremder Regierungen ausgelöst, Restriktionen und Zollerhöhungen, welche der hiesigen Stickereiindustrie schwer zu schaffen machten und die wiederholten Krisen auslösten, die 1890 ff, 1904, 1907 und 1912 zu Betriebseinschränkungen und teilweiser oder sogar gänzlicher Arbeitslosigkeit führten.

War ein Wellentief vorüber, so steigerte man fieberhaft die Modernisierung des Betriebes, erweiterte bestehende und baute neue Stickfabriken; ein hektisches Treiben, dem Traumziel entgegen, hinter dem ein neuer Absturz in Depression und Pleite gähnte. Und wieder sammelten sich die Kräfte zu neuem Ansturm und lockendem Gewinn. So das gleissende, trügerische Bild, das um die Jahrhundertwende auch von dem aufstrebenden stickereihörigen Goldach gilt.

1900 erbaute die Firma Hoffmann und Huber die drei Fabrikhäuser neben der Grosstickerei und bemühte sich bei der Brunnenkorporation um genügend und ge-



Transita, 1907, an der Bruggmühlestrasse, Stickerei Hättenschwiller-Hautle; Blick in den Nähssaal.

sundes Trinkwasser für ihr Personal. Das war der Anfang der sozialen Fürsorge, die noch ganz klein geschrieben wurde. Um 1910 erachtete man als grossen Fortschritt, dass man unter dem Zwang der Konkurrenz der Arbeiterschaft den 10-Stundentag an den wöchentlichen sechs Arbeitstagen zugestand. Bedingung war aber, dass die Einzelsticker, die unter keiner gesetzlichen Kontrolle standen, mitmachten oder mitzumachen gewillt waren. Dort aber lag die Schwierigkeit, wie das Kaufmännische Direktorium in seinem Jahresbericht von 1906 feststellt: «Haben diese vorarlbergischen und auch zahlreiche schweizerische Einzelsticker bisher in der guten Zeit ohne Einschränkung durch einen Maximalarbeitstag darauf losgearbeitet, um bei den hohen Löhnen ihre Maschinen möglichst rasch abzuzahlen, so werden sie in schlechten Zeiten bis in alle Nacht an der Maschine sein, um den Ausfall am gewohnten Lohn zu ersetzen. Dann wird zu allen Preisen auf Lager gearbeitet, so dass der Stickereimarkt sich kaum mehr erholen kann. Das sind keine erfreulichen Aussichten . . .» Ein altes Problem: die Heimarbeit, oft beklagt, dem aber schwer beizukommen war und noch ist.

Die «Union», so der 1909 geänderte Firmenname der Hoffmann AG, baute 1910 ein zweites Fabrikgebäude mit einem grossen Werksaal für zwanzig 10-Yards-Schiffli-stickmaschinen, Bureauräumen und einer Wohnung. Kurz vorher, 1907, hatten Hättenschwiller-Hautle die ebenso grosse Tran-

sita an der Bruggmühlestrasse in Betrieb gesetzt. Der Bedarf an Stickereifabriken war nun in Goldach mehr als gedeckt, zumal manche Arbeiter und Arbeiterinnen im nahen Rorschach und Horn in den dortigen Stickereifabriken lohnende Arbeit suchten und fanden. Es hat sich für diese Arbeitnehmer ausserhalb der Wohngemeinde die Bezeichnung «Tagpendler» eingelebt. Der Name trifft zu bei jenen Arbeitern, die weite Wege zurückzulegen haben, wie etwa in die Stadt St.Gallen; er sagt aber nicht das Wesentliche, wenn man die besonderen geographischen Gegebenheiten der drei benachbarten Kleingemeinden gebührend berücksichtigt, deren Territorium insgesamt nur 8 km² ausmacht. Niemand spricht von Tagpendlern in St.Gallen mit 39,4 km², in Gossau mit 27,5 km², oder um kleinere Industriegemeinden zu nennen wie Degersheim mit 14,9 km² und Flawil mit 11,4 km². Ob Raduner in Horn, Feldmühle in Rorschach oder Blumenegg im westlichsten Goldach, der Weg zu und von der Arbeitsstätte liegt für den Arbeiter, die Arbeiterin in Untergoldach innert dem drei Kilometer-Radius, und nach jeder Richtung führen gut ausgebaute Strassen, die keine nennenswerte Steigung aufweisen. Mithin kaum ein Problem für den Werk tätigen, wohl aber eine Frage für die Gemeinden, die im wohlverstandenen Selbstinteresse für genügend Arbeitsplätze in der Wohngemeinde selbst besorgt sind.

Die sprunghafte Entwicklung der Stickerei-

industrie schuf einen «Arbeitsmarkt», der von den werdenden Industriegemeinden nur ungenügend bedient werden konnte. Man schaute nach fremden Arbeitskräften um. Sie zogen heran und wurden herbeigelockt aus der näheren oder weiteren Ferne. So entstand eine Zusammenballung des Neuvolkes aus Schweizern der verschiedensten Kantone, aus Deutschen, Österreichern, Tschechen und Italienern. Das Problem der Überfremdung stellte sich für das ganze Stickereigebiet und insbesondere für unsere Gegend in aller Schärfe. Einer alten Zusammenstellung entnehmen wir, dass Rorschach 41,5 Prozent Fremdvolk beherbergte (vornehmlich Deutsche) Tablat (St.Gallen-Ost) 40,4, Steinach 35,5, Goldach 31,0, Horn 24,2 Prozent, die Landgemeinden Rorschacherberg, Tübach und Mörschwil gegen einen Fünftel. Der Berichterstatter schliesst mit der bemerkenswerten Feststellung: «Dagegen zählte man in der Stickerei sehr viele Italienerinnen, im Baugewerbe zahlreiche Italiener in den vorgenannten unteren Gemeinden. So gibt es in Tablat 20,2 Prozent Italienischsprechende, in Steinach 14 Prozent, in Rorschach 13 Prozent.» Dass es in Goldach nicht besser aussah, bestätigt das Umsehen in den Zivilstandsbüchern jener Jahre. Es sind Folgen jeder langwährenden Hochkonjunktur, die Fremdvolk herbeiführt und fremde Sitte anstelle des ererbten Ahnengutes heimisch macht, den Klang der Muttersprache verändert und unverständliche Idiome aufkommen lässt.

Zuweilen will es scheinen, jene Welt der Stickerei sei mit all ihrem Drum und Dran untergegangen; so gründlich ist sie aus dem Gedächtnis der jetzt Lebenden entschwunden, dass man im Märchenstil die Erzählung beginnt: «Es war einmal»; zwei Weltkriege sind darüber hingegangen, Depression, Krisenzeit und die eben abschwellende Hochkonjunktur haben vergessen gemacht, was einmal war. Wer die Blütezeit der Stickerei nacherleben will, der nehme die Werke von Paul Ilg zur Hand, besonders sein «Menschlein Mathias», das 1913 im Druck erschienen, die Welt von damals in der Sicht des kleinen Menschen im Städtchen und in der Region schildert. Angaben der Statistik ergänzen und veranschaulichen das Bild, das Ilg in seinen Erzählungen und Romanen von der Zeit gibt. Nach den Ergebnissen der Schweizerischen Betriebszählung von 1905 waren in Goldach total 1354 Personen in den Betrieben beschäftigt, und zwar in der Gruppe Urproduktion: 196 Beschäftigte (14,5 %), in der Industrie 928

Personen (68,5 %), in Handel, Verkehr und anderen Berufen 230 (17 %). Beinahe gleich viel in der Industrie Beschäftigte wiesen auf Rorschach mit 4320 (69,5 %) und Horn mit 367 (67,4 %); dass Rorschach mit seinen zwei Bahnhöfen, dem Hafenplatz und dem grossen Verkehr bedeutend grössere Prozentzahlen (28,3 %) in der 3. Gruppe aufzuweisen hat, entspricht seinem Rang als Verkehrsknotenpunkt der ganzen Region. Als Beilage zum Bericht des Kaufmännischen Direktoriums St.Gallen vom Jahre 1910 ist eine Industriestatistik beigegeben. Danach standen in Goldach 95 Schifflimaschinen in den Stickerei-Etablissements; 283 Arbeiter und 20 Hilfskräfte waren mit ihrer Wartung beschäftigt. In der Sparte Haus-Industrie werden 4 Handmaschinen mit 8 zugeeilten Arbeitern, und 5 Schifflimaschinen mit 15 Arbeitern und 232 Hilfskräften aufgeführt. Es sind nur dürre Zahlen, die die Industrie-Statistik bietet, sie sind für uns aber wertvoll, weil sie aus der Zeit der Hochblüte der Stickerei-Industrie stammen, aus der Zeit, da die beiden grossen Stickerei-Fabriken der Union und die Transita ausgebaut und in vollem Betrieb standen.

Auffallend niedrig sind die Zahlen in der Sparte Hausindustrie. Nach den Angaben des Kaufmännischen Direktoriums waren in Goldach nur noch 4 Handstickmaschinen und 5 Schifflimaschinen gezählt worden; an denen 23 Sticker arbeiteten. Die grosse Zeit für die Handstickmaschinen und die Einzelsticker war vorbei. Von 1860 an hatten sie die ältere Fabrikstickerei immer mehr verdrängt; nach dem Aufkommen der automatischen Stickmaschinen zu Beginn der achtziger Jahre holte die Fabrikstickerei rasch auf. Der Einzelsticker wurde zum Einzelgänger, dem es immer schwerer wurde, im Wettbewerb mit den automatischen Stickmaschinen zu bestehen: rasch lieferbare billige Stickereiartikel waren mehr gefragt als die teureren, auch haltbareren. Erzeugnisse der Hand- und Hausstickerei. Unter den obgenannten 23 Arbeitskräften der Hausstickerei sind wohl die Einzelsticker zu suchen, die im eigenen Haus, im gesonderten Raum oder Anbau an ihren Stickmaschinen arbeiteten. Zu den nicht erfassten Hilfskräften kamen jene 232 dienstbaren Geister, die in der Statistik des Kaufmännischen Direktoriums aufgeführt sind, zumeist Frauen und Kinder, welche schlecht bezahlte Heimarbeit wie das Nachsticken, das Fädeln etc. zu besorgen hatten. Wer diese Zeiten noch selber erlebt hat, weiss,

dass dieser Verdienst, so karg er war, doch für manche Grossfamilie wertvoller war als das «Wasser an der Suppe», welchen Vergleich man damals oft auf die misslich bezahlte Heimarbeit anwandte.

Die obenerwähnte Statistik lässt uns erahnen, welche Bedeutung die Stickerei-Industrie 1910 für unsere Gemeinde und für die ganze Ostschweiz gewonnen hatte. Rund die Hälfte aller Arbeitskräfte, die in der Industrie tätig waren, schafften an der Stickmaschine und ihren Erzeugnissen; ein Grossteil von Handel und Gewerbe lebte irgendwie von dieser Industrie, auf die alle stolz waren: es war doch «unsere Industrie», rein und sauber, die den Namen St.Gallen in alle Welt trug und für den Gewerbefleiss und das Können ihrer Einwohner durch Spitzen-Produkte Zeugnis gab. An mahnenden Stimmen, die auf das zerbrechliche Glück der auf Modelaunen aufbauenden Industrie hinwiesen, fehlte es nicht.

Die rasch wiederkehrenden Krisen wurden, je nach Gemütsart, mit mehr oder weniger Geduld hingenommen, man hoffte und freute sich insgemein am wiederkehrenden Sonntag der Arbeit, des Gewinnes und des Glückes. Mit der Kriegserklärung 1914 setzte eine Krisenzeit ein, wie noch keine zuvor war: lang, dunkel, ohne Ende. Zuweilen erhellte ein Lichtstrahl die unabsehbare Nacht: Stickmaschinen liefen auf Hochtouren; es war aber keine gefreute Arbeit: Auftrag aus dem Norden; einige Figuren auf dem Baumwollstoff und diese Baumwolle war gefragt und gesucht zur Herstellung von Munition, nicht die leichte Stickerei auf dem «Feind-Stoff». Mitten im Krieg, es war 1917, wurde die Wattenhofersche Stickerei an der Sulzstrasse gebaut. Das Glück verliess bald den Unternehmer und Bauherrn. Nach Kriegsende wechselte der Besitzer. 1930 mietete der «Maschinenmarkt» die verlassenen Hallen; seit 1937 gehört es dem Druck- und Verlagshaus «Maschinenmarkt».

In der ersten Sitzung des Jahres 1916 beschäftigte sich der Gemeinderat mit den Arbeitszeitbeschränkungen in den beiden grossen Stickereiunternehmen der Gemeinde. Bestellungen aus Übersee und Lieferungen dorthin setzen aus; Mannschafts- und Kriegsmaterialtransporte beanspruchen zur Gänze den vorhandenen Schiffsraum; der verschärfte Seekrieg unterbindet die letzten Möglichkeiten des zivilen Warenaustausches. Abhilfe ist daher den Behörden nicht möglich: es bleiben nur Arbeitsbe-

schaffung und Unterstützung der in Not Geratenen; Traktanden, die den Gemeinderat während der kommenden drei Jahrzehnte immer wieder beschäftigen werden.

Der Krieg geht seinem Ende entgegen; die Beschäftigungslage in der Stickerei-Industrie verschlechtert sich zusehends. Am 3. Juli 1918 macht der Gemeinderat Mitteilung von der Weisung kantonaler und eidgenössischer Stellen, wonach die Arbeitszeit in der Schifflistickerei auf die ersten vier Wochentage beschränkt sei. Bald sind auch vier Arbeitstage noch zu viel. Notstandsarbeiten setzen ein, sie werden aber nur nach auswärts vergeben, kommen deshalb meist nur für Ledige in Frage. Der Amtsbericht für 1919/20 berichtet von 86 Ganzarbeitslosen: 75 Männer und 11 weibliche Arbeitskräfte. Härtefälle entstanden besonders für Ausländer, denn nur deutsche Reichsangehörige, mit deren Regierung ein Staatsvertrag auf Gegenseitigkeit besteht, erhalten Unterstützung von Bund, Kanton und Gemeinde. Dem Amtsbericht 1920/21 ist zu entnehmen: «Gleich zu Beginn des Rechnungsjahres (1. Juli 1920) zeigte sich eine konstante Zunahme der Arbeitslosigkeit, und nachdem einige wichtige Etablissements der Gemeinde ihren Betrieb einstellten (Union und Transita), lag die Arbeitsmöglichkeit fast ganz darnieder. Die Zahlen im Vergleich zum vorigen Jahr zeigen die erschreckende Zunahme der Verdienstmöglichkeit. Unterstützt wurden 234 männliche und 210 weibliche Arbeitslose; keine Unterstützung erhielten 13 männliche und 9 weibliche Arbeitslose. Total waren im Berichtsjahr als arbeitslos gemeldet 247 männliche und 219 weibliche Personen.» So weit der Amtsbericht des Gemeinderates. Er deutet nur die drückende Not an, die schwer auf den unglücklichen Arbeitslosen lastete; denn immer klarer wurde die Einsicht, dass ihre berufliche Existenz vernichtet sei und dass

es kein Zurück in die Stickerei-Epoche gebe. Die Union hatte ihre Fabrikanlage bereits am 1. Juli 1919 an die Jakob Wyler AG, St.Gallen, verkauft, die darin eine Handschuhfabrik einrichtete, die nach einem Jahrzehnt mühsamen Bestehens wieder einging, die Transita suchte Mieter für die leerstehenden Fabrikräume, die grosse Feldmühle in Rorschach führte auch die Kurzarbeit ein und stand vor dem Ruin, Raduner in Horn hatte die 25 Arbeiter vorgemerkt, die im ausserkantonalen Goldach wohnten.

Die bittere Erkenntnis für die kleinen und grossen Fabrikanten, die ebenso bittere Erkenntnis bei den Arbeitern und Angestellten der Fabrik- wie der Hausstickerei war: ein Zurück gibt es nicht, eine Wiederkehr der einstigen goldenen Zeit gibt es nie mehr. Darob Verzweifeln? Nie und nimmer. Das Leben geht weiter und fordert von Behörden, Unternehmern und Arbeitern den Neubau und Wiederaufbau. Mit vereinter Kraft das Unglück überwinden, dann folgt auf das Heute ein neuer Tag, mit neuem Sonnenschein und Glück. Dem Mutigen gehört die Welt, die bessere Zukunft.

An Literatur wurde benützt:

Bericht des Kaufmännischen Direktoriums über Handel, Industrie und Geldverhältnisse des Kantons St.Gallen im Jahre 1910. Mit einer Beilage Industriestatistik der Kantone St.Gallen, Appenzell und Thurgau, 1911.

Peter Bick, Zur Anthropogeographie des Goldachtales, in Mitteilungen der Ostschweiz. Geographisch-Commerziellen Gesellschaft in St.Gallen, 1922.

Albert Geser-Rohner, Die Stickereiindustrie der Ostschweiz in Vergangenheit und Gegenwart, 1908.

Isak Gröbli, Die Entstehung der Schifflistickmaschine 1891.

Ergebnisse der Eidgenössischen Betriebszählung vom 9. August 1905, Die Betriebe und die darin beschäftigten Personen. 154. Liefg.

Die Gewerbebetriebe in der Schweiz, Band 4 der Eidgenössischen Betriebszählung 1929, 1932.

Jakob Lorenz, Die wirtschaftlichen und sozialen Ver-

hältnisse in der schweizerischen Heimarbeit, I. Heft und II. Heft, 2. Teil: Die Heimarbeit in der Baumwollindustrie, Zürich, 1900 und 1911.

August Müller, Die st.gallische Maschinenstickerei und ihre Entwicklung, in «Der Kanton St.Gallen 1805–1905, Denkschrift zur Feier seines hundertjährigen Bestandes, 1905».

Franz Sester, Die wirtschaftliche Lage der hausindustriellen Handmaschinensticker in der Ostschweiz, 1905.

A. Steinemann, Die ostschweizerische Stickereiindustrie. Eine volkswirtschaftlich-soziale Studie, 1905.

Hermann Wartmann, Handel und Industrie des Kantons St.Gallen 1805–1905, in Denkschrift zur Feier seines hundertjährigen Bestandes, in Der Kanton St.Gallen.

Archiv der polit. Gemeinde Goldach, Gemeinderatsprotokolle.